

## Kerouac und die Leere im Kopf.

Kerouac drängte drängte. Ohne Unterlass. Westwärts wollte er. Schon seit er denken konnte; genauer: Seit der Krieg sein Denken heillos verwildern liess.

Alle wollten sie nach Westen damals, der Krieg hatte in ihren Köpfen die wohlsortierten Karten verpufft: Schluss mit dem Hochzeit-Kinder-Häuschen-Leben! Weg in den Westen, der alles verhies. Ja, im eigenen Amerika noch die weissen Landkartenflecken – hic sunt leones – hinter jeder Strassenbiegung neue Verlockungen und Gefahren, Zurückwerfungen auf ein uneingeschüchtertes Selbst; und man wollte das Verlorene wieder finden und zwar in EINEM Augenblick; the wild wild west. So mixte man alles durcheinander, gleichzeitig und wie's gerade daherkam: Drogen, Futter, philosophische Schnipsel, erotische Exzesse und Schnelligkeit, Schnelligkeit: On The Road, man, mit 1000 Meilen im Kopf und 1000 Ratten, die dem Gebälk die Fugen abbissen.

Die meisten, stellte Allen Ginsberg später fest, sind ja umgekommen, die Besten seiner Generation, wie er meinte, irgendwo am selbstberauschenden Tempo des Lebens zerschellt, das eine Flucht und ein Sturm gleichzeitig war, ein Sturm auf alles was war, alle Werte, alles was stillstand oder stillzustehen schien; man wollte fahren, fahren, fahren. Ausbrüche, die im Kopf begannen, wurden im Nu und ohne Gefackel ins Leben übersetzt und diejenigen, die diese mörderische Raserei überlebten, hatten das meist dem Glück zu verdanken, das unablässige Einprasseln der Dinge auf irgendein Blatt Papier kritzeln zu können (man sollte besser ‚schreien‘ sagen: HOWL!) oder in irgend ein gewundenes Horn zu brüllen. Seine Kaskaden, seine schwindelerregenden Pirouetten, für die der Himmel noch viel zu wenig hoch hing, trugen dann auch alle auf sich wie einen Talisman: Ohne Charlie Parker war niemand; er machte vor, wonach alle hastig trachteten: Die ganze Welt in eine einzige Sekunde hineinpacken, dass sie wie eine Bombe in einem explodiere!

On the Road. Bleiben war nirgends.

Michael Jaeger und seine Mitmusiker leben heute, 60 Jahre nach Jack Kerouac. Sie konnten alles aufsaugen: Alle diese Ausbruchsgeschichten, die den Jazz ausmachen und die ja periodisch in jeder Generation wieder aufblitzen in neuen Gewändern. Sie haben alle Musik studiert an Schulen, die all diese Ausbrüche minutiös archivieren. Jeder kann heute in seiner Bibliothek Archie Shepp zuhören, oder der teuflischen Tenorsaxrede eines Albert Ayler, um zwei der extremsten Stimmen zu nennen. Nun ist aber eine Schule ein Gebilde, das Ordnung will und braucht; das Chronologisieren, Archivieren, Analysieren, Komprimieren, Relativieren, Chiffrieren usw. Man giesst ins Sagbare, was nicht zu sagen ist; was das wilde, anarchische Künstlerdasein ausmacht. Paradox, denn die meisten der grossen Jazzmusiker haben eigentlich nichts zum Lernen hinterlassen, keine grossen Kompositionen aus kniffligem Handwerk geschnitzt, keine Theorien, die die Grundlagen der Musik neu zu gestalten trachten, oft auch nicht mal klitzekleine verbale Hinweise auf ihre Kunst. Das einzige was von ihnen bleibt ist ihr unverklungener Schrei, der unmittelbare Befreiung sein wollte und neue selbstbewusste Weltdeutung.

60 Jahre nach Kerouac ist kein Ausbruch mehr, kein „On The Road“. Jede Strasse führt zu einem Ansichtskartenstand und Souvenirladen. Nix mehr ist übrig vom Wilden Westen, von Abenteuern in halbdunklen Bars mit zufallsbekannten Saufkumpanen, von exzessiven Nachtdurchwanderungen im halogenen Kopf, das Letzte halluzinierend. Das Fremde ist bis in die hintersten Grönlandtäler ausgemerzt worden; die Welt ist komplett domestiziert, touristisiert, katalogisiert. Das Ganze ein grosser Zoo. Und keine Möglichkeit mehr seine Gefangenschaft im Jederzeitbekannten auszutauschen gegen ein Leben im Rausch.

Ein Mann spaziert durchs Zürcher Westend. Hier boomt die Neuzeitkultur, Glasund-Stahlstrukturen, Imposantes, Aufwärtsragendes. Der Mann zwitschert eine Melodie und schaut durch die Spiegelhäu-serwände hindurch. Sätze schiessen ihm durch den Kopf, richtige Kerouac-Sätze: „...because the only people for me are the mad ones, the ones who are mad to live, mad to talk, mad to be saved“, oder „man, wow, there’s so many things to do, so many things to write! How to even begin to get it all down...“ Und dann begann sein Kopf zu dröhnen; zu dröhnen von der Leere, die ihn umgab, der best-designten, bestbestückten Leere, die es gibt; einer Leere auf goldenen Schuhen. Der Mann pfiiff schon lange nicht mehr, drehte sich auch nicht um nach den vereinzelt Gestalten, die schnurstracks an ihm vorbeihuschten, einem unsichtbaren Ziel entgegen, das tausend Magnete versammeln musste. Er setzte sich auf eine Bank an der Limmat und das Dröhnen kippte langsam in ein Rauschen und der Mann atmete auf, warf gedankenverloren ein, zwei Steine in den Fluss, schaute den Ringen nach und sah plötzlich die Leere. Förmlich. Er konnte sie richtig sehen, die Leere in seinem Kopf, die sich mitten im sanften Wellengeräusch in eine angenehme Stille verwandelte. Und er begriff, dass hier in seinem Kopf der letzte Unterschlupf ist, das letzte Reservat, das zu bebauen wäre, zu beackern sich lohnte. Hier waren noch Turmbauten möglich, Highways und Parkersprünge, hier an diesem letzten Ort, der noch nicht von der einen grossen Welteroberungsbaggermaschine ergriffen worden ist; hier war der Ort, der Wege bereit hielt  
– unbegangene; hier wäre wohl auch Kerouac wohl und dem armen ersoffenen Ayler!

Ein Mann läuft durch die Stadt. Er pfeift ein Lied und es dringt durch die Kälte. Denn der Mann hat in seinen Kopf gehört, so lange bis es weh tat und ein Lied erklang, das selbst die Ratten in den Unterg-rundkanälen auf den Plan rief und so schritt der Mann und nahm seine Schritte unter den Arm. In der Welt gab’s nichts mehr zum Fürchten. Das gab’s nur noch im eigenen Kopf. Darum ging er seinem Kopf entgegen. Immer nur seinem Kopf. Mit seinem Lied.

Seien wir froh, dass es noch so Menschen gibt, die diesen Weg in eine bezaubernde Welt rückwärts durch ihren Kopf zu schreiten suchen. Sie sind die Lampenträger, sie sind die Mondzauberer von mor-gen. Leute, wusstet ihr nicht? Wir brauchen diese Menschen, diese letzten Unerschrockenen, die – den Ausbruch längst hinter sich, bevor sie ihn antreten konnten – sich tief in ihr Blut verkriechen. Oh-ne sie können wir gleich und ohne jede Bitterkeit die Jalousien schließen: „Adieu Du schöne Welt, die Eitelkeit war stärker!“

Eine schöne Platte. Eine reife Platte. Eine, die aufruft zu Kontemplation und Wagemut, zu Besinnung und zum Sturm auf das Allzustille im Kopf. Wir wünschen weitere Widerspenstigkeiten und eigensin-nige Nachdenklichkeit. Die Nacht ist lang – und sie braucht euch!

Omri Ziegele, August 2006

<http://michaeljaeger.ch/media>